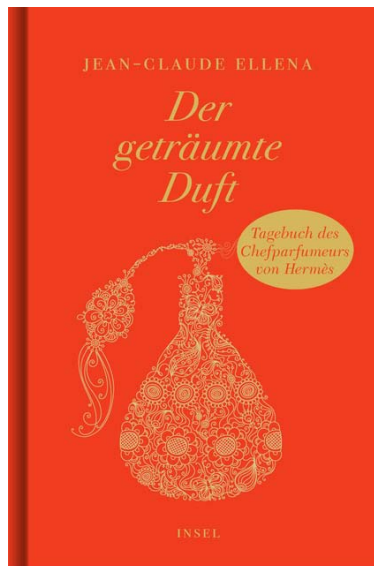


Jean-Claude Ellena/ **Der geträumte Duft**
- Aus dem Leben eines Parfümeurs

Aus dem Französischen von Lis Künzli



D: 14,95 €

A: 15,40 €

CH: 21,90 sFr

Gepl. Erscheinung: 19.09.2012

Gebunden, 196 Seiten

ISBN: 978-3-518-42246-5

Paris, Donnerstag, den 29. Oktober 2009

Genuss

Es fällt mir gar nicht so leicht, über den Genuss zu sprechen, einfacher wäre es, von einem Verlangen, einer Lust zu sprechen. Seit ich Parfüms komponiere, lerne ich. Ich suche nach einem »Nasenfang«, den ersten Sätzen, Musiknoten oder Bildern vergleichbar, an denen man lange feilt, um die Aufmerksamkeit des Lesers, Zuhörers oder Zuschauers zu fesseln. Um ihm Lust auf mehr zu machen, damit das Vergnügen weiterdauert. In einer Gesellschaft, die der Zeit hinterher rennt, wird ein Parfüm in zwei Sekunden beurteilt, rasch wie ein Blick. Diese Schnelligkeit des Urteils stört mich: Ein Parfüm offenbart sich erst, wenn es wirklich gespürt und getragen wird.

Für mich ist der Genuss etwas, das man mit anderen teilt, das ist meine Definition von Luxus. Das gilt genauso für meine Parfüms, auch sie sind in den meisten Fällen zum Teilen

bestimmt. Wenn ich ein »maskulines« Parfüm für ein breites Publikum komponiere, schmuggle ich stets feminine Noten ein, und das Gleiche gilt umgekehrt für ein sogenanntes »feminines« Parfüm. Die Codes der Mode sind da, um überschritten zu werden, damit man mit ihnen spielt. Ich glaube nicht an Einordnungen in Damen-, Herren- oder Unisex-Düfte. Das Genre verleihen ihnen die Menschen, die sie tragen. In Indien benutzen die Männer *Opium* von Yves Saint Laurent, *Shalimar* von Guerlain oder *Jadore* von Dior, seit sie kreierte worden sind. Ich meide die Kategorisierungen, die Zuschreibungen, ich überlasse jedem die Freiheit zu wählen, sich meine Kreationen zu Eigen zu machen.

Genuss, kleine Genüsse: Ich mag die Genüsse, die dem Alltag abgetrotzt werden, ihn aufheitern. Sie mögen banal, stets dieselben sein, doch die Wiederholung hat etwas Besänftigendes. Verzichtet man auf sie, lässt man sich die Freuden entgehen, die das Leben angenehm machen.

Auch das Komponieren eines Parfüms ist für mich ein Genuss, doch an manchen Morgen kann es geschehen, dass sich der Genuss im Flakon verflüchtigt hat. Physikalisch, chemisch ist alles beim Alten, dieselbe Temperatur, dieselbe Zusammensetzung der Stoffe, der Moleküle, und doch bleibt der Genuss aus, wenn ich daran rieche. Dann befällt mich ein Gefühl der Verzweiflung und Einsamkeit, das ich zum Schweigen bringen muss. Denn würde ich mich diesem Gefühl überlassen, würde ich die Arbeit mehrerer Wochen zunichte machen. In diesem Fall stelle ich den Flakon zurück und vergesse das Parfüm für ein paar Tage. Ich weiß, dass ich den ursprünglichen Genuss oder die verfolgte Idee wiederfinden kann.

Paris, Montag, den 18. Januar 2010

Shazam

Shazam ist ein iPhone-App, mit dem man augenblicklich den Titel eines Songs oder eines Musikstücks identifizieren kann. Die Anwendung ist erstaunlich, hat jedoch ihre Grenzen – was allerdings die technische Leistung nicht schmälert. Als ich heute Abend im Radio Brahms hörte und mir der Name des gespielten Stücks nicht einfiel, habe ich sie ausprobiert. Meine Anfrage scheiterte. Shazam kann mir keine Auskunft geben, weil es sich um eine

öffentliche Aufnahme vor Publikum handelt, die nie auf Platte erschienen ist. Kein Abdruck, keine Erkennung. Annäherungswerte gibt es für Shazam nicht. Entschlüsseln durch Annäherung ist aber etwas, was wir alle tun, jeden Tag. Wenn ich durch Paris gehe, kenne ich natürlich nicht alle Straßen, sondern orientiere mich durch visuelle Annäherung. Es kann ein bestimmtes Geschäft sein, ein Denkmal, die – manchmal geruchliche – Besonderheit eines Gebäudes, der Duft einer Bäckerei, eines Lebensmittelladens. Genauso ist es mit den Parfüms, die ich auf der Straße erschnuppere. Von weitem kommt mir seine Duftfahne vertraut vor, ich identifiziere eine Form, und je näher ich komme, umso mehr Details kann ich einordnen. Das heißt, ich situiere sie, und manchmal finde ich ihren Namen. Wenn es sich um ein Parfüm »nach Art von« oder um eine Kopie handelt, kann es sein, dass ich mich irre.

»Nasenzwinkern«

Ich lese *Die Nase*, eine Novelle von Nikolai Gogol. In dieser ungewöhnlichen und witzigen Geschichte findet Major Kowaljow seine Nase an einem 7. April wieder – zufällig das Datum meiner Geburt.

Moskau, Dienstag, den 16. Februar 2010

Eine Gabe

Ich werde von einer Journalistin interviewt, die mich fragt, ob ich eine Gabe habe. Darunter verstehe ich ein Talent, eine angeborene Fähigkeit, eine natürliche Begabung. Ich antworte, dass ich das Talent nicht definieren und noch weniger sagen könne, was angeboren oder natürlich sei, würde also eher sagen, dass ich keine Gabe hätte.

Ich habe das Parfüm aus Zufall gewählt, oder besser, das Parfüm hat mich gewählt. Ich hätte auch Klempner, Maler oder Musiker werden können, nur war niemand um mich herum Klempner, Maler oder Musiker. Das stimmt nicht ganz: Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, war Musiklehrer an einer öffentlichen Schule. Ich erinnere mich, wie ich mich als Jugendlicher, als wir in Nizza wohnten, bei ihm ein paar Monate lang am Klavier versucht habe, einmal die Woche, nach der *Methode Rose* von Ernest Van de Velde. Ich sehe noch die rosarote Farbe und die Art-deco-Grafik des Titelblatts vor mir. Doch zu Hause interessierte

sich niemand für meine Fortschritte. Anders war es, als ich mit sechzehn in die Firma Antoine Chiris in Grasse eintrat. Sie war in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der offizielle Lieferant für das berühmte Haus Coty.

Ich bin in dieses Parfümerie-Unternehmen, das auf dem Platz eines ehemaligen Kapuzinerklosters stand, so feierlich eingetreten wie in ein Kloster. Arbeitstracht war der Blaumann. Den weißen Kittel habe ich erst später übergestreift und ihn Anfang der siebziger Jahre ebenfalls weggehängt: Mit dem Mai 68 hatte sich vieles geändert. In diesem Haus bin ich Männern und Frauen begegnet, die mich von Anfang an ermutigten; auf diese Weise unterstützt, kam ich rasch voran. Alles interessierte mich, die Destillation, die Extraktion, die Recherche, Herstellung, die Produktion, die Analysen, die Einkäufe. Nur die Buchhaltung hatte keinen Reiz für mich, die Finanzen schienen zu hoch für mich und waren mir außerdem viel zu ernst. Ich stand ganz am Beginn meines Lernprozesses, einer tastenden Suche – die ich noch immer praktiziere: So habe ich meinen Weg gefunden. Mit neunzehn habe ich Chiris verlassen, wegen des Militärdienstes. Ich hatte keine Ahnung, was aus mir werden sollte. Ich hatte einzig den Wunsch, bei meiner Rückkehr einen Platz in diesem Universum zu finden, das ich liebte. Inzwischen ist der Firmensitz von Chiris abgerissen worden, und an ihrem ehemaligen Platz steht heute das Gerichtsgebäude.

Cabris, Sonntag, den 21. Februar 2010

Jardin

Ich muss an eine Frage zurückdenken, die man mir auf dem Seminar der Managementsschule gestellt hat: Ob es für die Kreation eines *Jardin* nötig sei, mich an Ort und Stelle zu begeben.

Als mir Hermès das Angebot machte, die Gärten zu besuchen, habe ich geantwortet, dies sei nicht unbedingt nötig, die Beschreibung des Gartens von Leïla Menchari reiche für meine Einbildungskraft völlig aus. Ich dachte, ich könnte einzig mit meinem Talent das olfaktive Thema dieses Parfüms finden, das zu *Un Jardin en Méditerranée* werden sollte.

Doch das Haus legte Wert auf diese Reise, und so willigte ich ein. Ich habe zur Vorbereitung nichts gelesen, um das Projekt ganz unvoreingenommen anzugehen. Ich schätze mal, ein Giono im Taschenbuchformat wird mich trotzdem begleitet haben, als Talisman, um mir zu

helfen, die einschlägigen Ängste zu bannen. Ich wurde sehr wohlwollend empfangen. Der Garten, den ich entdeckte, hatte mit dem, den ich mir in meinem Büro ausgedacht hatte, nicht die leiseste Ähnlichkeit. So wie man einen Aquarellkasten mit sich führt, um seine Skizzen zu machen, bin ich mit einer Palette an nordafrikanischen Blumen-, Frucht- und Holzdüften im Kopf angereist, aber ohne die geringste Kenntnis über die Konzeption, die Gestaltung oder die Besonderheit eines arabischen Gartens.

Unter den Zedern, Eukalypten und Palmen, welche die langen Alleen in ihren Schatten tauchten, wurden meine Sinne geradezu überrumpelt. Ich war verloren. Meine Einbildungskraft war überwältigt, gefangen von Allgemeinplätzen, Banalitäten, die ich vergessen musste, um mich zu öffnen für das Spiel von Licht und Schatten, den Duft von Feigenbaum und Meerlilie, das Plätschern der Bassins und den Gesang der Vögel, das Gefühl bei der Berührung von Sand und Wasser. Ich brauchte drei Tage, um das Thema dieses Parfüms zu finden und auszuwählen, das den Schatten und die Frische dieses einzigartigen Ortes so gut wie möglich zum Ausdruck bringen würde.

Elterliches Erbe

Ich kann nicht Edmond Roudnitskas Gedächtnis zur Sprache bringen, ohne vom elterlichen Erbe zu reden. Mein Vater war Parfümeur, doch bei uns zu Hause unterhielt man sich nur selten über seinen Beruf: Das war sein Gebiet, so war die Regel. So hat sich mein Geruchgedächtnis mit der unbewussten Imitation einer väterlichen Haltung herangebildet, die darin bestand, jedes Lebensmittel und jedes Getränk zu riechen, bevor es genossen wurde. Es gab kein Stück Obst, kein Gericht, keinen Salat, keine Vinaigrette, keinen Bissen Brot, kein Glas Wein, nicht einmal Wasser, das von diesem Moment olfaktiver Wahrheit ausgenommen wurde. Meine Mutter verabscheute diese Geste, die nicht mit den guten Manieren vereinbar war, die sie uns einzutrichern versuchte. Aber wenn einem so viele Gerüche an der Nase vorbeiziehen, dann wird einem die Bedeutung der Nase natürlich bewusst.

Ende der fünfziger Jahre trug meine Mutter *Madame Rochas*. Müsste ich dieses Parfüm heute beurteilen, würde ich *Madame Rochas* als eine schöne, blumige, ambrierte und ein bisschen altmodische Konstruktion beschreiben; in Erinnerung hatte ich das Bild eines Parfüms, das »zu stark« nach Parfüm roch. Es schuf Distanz und forderte Respekt. Wenn ich manchmal auf die Idee kam, im Badezimmer heimlich den Flakon zu öffnen, entdeckte ich einen Duft nach Rose, großzügig und sanft, und altem Vanillepapier. Er weckte meine Neugier und erlaubte mir, das beruhigende Porträt einer Frau von bürgerlicher Eleganz aufrechtzuerhalten, die ihr

Parfüm nie wechselte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie ein anderes Parfüm trug, und es ihr auch nicht erlauben: Meine Mutter wäre nicht mehr meine Mutter gewesen.

Die olfaktiven Vermächtnisse überliefern sich oft ungewollt. Meine Großmutter väterlicherseits zum Beispiel bot ihren Nachbarn, die Landwirte waren, oft ihre Hilfe bei der Blüterernte an. Manchmal begleitete ich sie und verbrachte den Vormittag damit, zwischen den Jasminreihen zu spielen. Ich fühlte mich geborgen in dieser Welt der Pflückerinnen. Sie ließen mich La Fontaines Zikade sein und waren viel großzügiger als seine Ameise: Zum Schluss legten sie eine Handvoll Blüten in meinen Korb. So konnte ich ehrenhaft vor dem Besitzer antreten, der jeden Tag in einem Heft die Menge der gepflückten Blüten notierte; die Pflücker wurde Ende des Monats bezahlt. Seither kenne ich keinen fleischlicheren Geruch als den der nackten Arme, durchzogen von Schweiß und Jasminblütenduft. Ich lernte den Duft der Parfüms und den der Frauen gleichzeitig kennen. Und wuchs aus der Kindheit heraus, ohne es zu wissen.

Nach drei Jahren als Arbeiter in der Firma Antoine Chiris trat ich Ende der sechziger Jahre als Laborant bei Givaudan ein. Meine Arbeit bestand in der Dosierung der Formeln für drei Parfümeure, dadurch lernte ich verschiedene Methoden kennen, wie eine Parfümformel geschrieben wird. Ich hatte mich schnell entschieden zwischen den Formeln, die mehrere Dutzend Ingredienzien und dazu Basen enthielten – eine Verbindung von rund zehn Stoffen -, und Unterformeln – Formeln, die noch zur neuen Formel hinzukommen und selbst wiederum Basen enthalten können -, die manchmal zwei Tage Vorbereitung in Anspruch nahmen, und jenen, die um die fünfzig Komponenten und nur wenige Basen enthielten. Erst recht, da diese komplexen Formeln von der Hand, in feiner, enger Schrift geschrieben waren, deren Entzifferung die Dosierungsarbeit noch zusätzlich in die Länge zog.

Als ich später als Parfümeurschüler anfang, vermachte mir mein Vater zwei Ordner und eine Schachtel – einem Schuhkarton ähnlich – voller Formeln. Er hatte sie mit viel Sorgfalt vorbereitet, bevor er sie mir übergab. Alle Formeln waren auf weißes Papier getippt, alphabetisch oder nach steigenden Zahlen geordnet. Ich betrachtete dieses Rüstzeug, mit dem der Novize, der ich war, ausgestattet wurde, als einen wahren Schatz. Doch wenn die Namen beim Durchblättern – *Rose Thé*, *Opopanax*, *Mousse d'Ambre*, *Quelques Fleurs* – auch vielsagend waren, so konnte ich mit den Formeln nichts anfangen. Ich erkannte zwar ihre Komplexität, verstand sie aber nicht zu lesen und noch weniger olfaktiv zu evozieren. Für einen jungen Mann der 68er-Generation gehörten diese Formeln der Vergangenheit an, einer Vergangenheit, die ich im Sinne der damaligen Gesellschaft überwinden wollte. Ich habe die Formeln, die inzwischen in einer Plastikdose lagern, nie wieder gelesen. Heute habe ich eine

andere Beziehung zu den alten Formelheften und den Parfüms, die vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts bis heute erarbeitet wurden. Mein Wunsch wäre es, dass diese Formeln eines Tages studiert und dem Publikum vorgeführt würden, um zu zeigen, dass ein Parfüm das Ergebnis einer komplexen intellektuellen Arbeit ist, ein geistiges Werk und nicht ein zufällig zustande gekommenes Gemisch.

Cabris, Donnerstag, den 25. Februar 2010

Die Mode

Ich befrage nicht die Sterne, dafür aber ab und zu die nebulöse Blogosphäre. In vielen Blogs erscheint das Parfüm als ein Ausdruck der Mode, doch sind sich die beiden Welten im Grunde nicht sehr ähnlich. Wenn die Parfüms und die Mode Gemeinsamkeiten besitzen, zusammen in Erscheinung treten, so gehen sie doch meist getrennte Wege. Die Entwicklung eines Parfüms ist nicht demselben Rhythmus unterworfen wie die Kollektionen der Couturiers. Das Parfüm entzieht sich der Kurzlebigkeit der Mode. Die Mode ist definitionsgemäß das, was aus der Mode geraten wird. Da jedes Jahr Hunderte von Parfüms lanciert werden, von denen nur wenige bestehen bleiben, ist man versucht, sie als Modephänomen zu betrachten. Kaum gekauft, schon konsumiert und vergessen. Nur die Parfüms, die diesem Schicksal entgehen, kommen »in Mode«. Für die Parfüms ist es die Zeit, die Moden und Tendenzen hervorbringt, und dies trotz der Versuche der Marke Escada, die jedes Jahr eine olfaktive Neuheit präsentiert und damit den schnelllebigen Parfüms den Weg bereitet hat.

Diese lockere Verbindung zwischen Parfüm und Mode hat die Funktion, den Namen einer Marke, sein Markenzeichen zu stabilisieren. Das Parfüm agiert dabei als Kontrapunkt zu dieser Unterjochung der Kurzlebigkeit, die von der Mode ausgeübt wird.

Hong Kong, Mittwoch, den 3. März 2010

Eine Schale

Es ist eine Schale mit leicht trapezförmigem Fuß, ohne jede Verzierung; die Vorstellung zweier Hände, die aneinandergelegt sind, um Wasser zu schöpfen. Eine ausgewogene Form, die keinen Diskurs, keinen Urheber braucht. Eine Schale mit klarer Zeichnung, dünn wie ein Federstrich. Sie ist weiß, weiß wie Schnee in der Sonne, wie eine Wolke am klaren Himmel, von einem absoluten Weiß, klar und strahlend. Sie hebt sich von den anderen Schalen in der Vitrine ab. Die Vollendung in Form und Farbe löst in mir ein Gefühl des Jubels aus. Ein Gegenstand hat, wie der Maler Chardin geschrieben hat, »eine innere Wahrheit« – und ich würde hinzufügen, eine Prägnanz -, »die man durch das Gefühl erlangt«. Auf dem Beschriftungsschild steht nur: *Schale, Eierschalenporzellan, Ming-Dynastie, XV. Jahrhundert, Museum of Art, Hong Kong*. »Schale«, der praktische Nutzen dieses Objekts lässt mich an Kant denken, für den das Schöne ohne Zweck ist. Ihm zufolge kann ein Gebrauchsgegenstand nicht als schön bezeichnet werden. Sämtliche in diesem Museum ausgestellten Töpferwaren sind ein Dementi dieses sehr westlichen Urteils. Die Töpferei, ob Terrakotta oder Keramik, hat innerhalb von Kunst und Kunsthandwerk schon immer einen herausragenden Platz eingenommen, in China genauso wie in Japan; manche Stücke wurden sogar in den Rang eines »nationalen Kulturguts« erhoben. Diese Schale ist für sich allein eine Definition der Schönheit.

Cabris, Donnerstag, 25. März 2010, nach dem Anhören von Patrick Modiano in der Radiosendung
»L'Humeur vagabonde« auf France Inter

Stimmung

Bis in die siebziger Jahre wurden die Parfüms als vollendete Werke betrachtet. Sie waren eher komplex als geordnet, waren beladen und befrachtet und erlaubten nur eine einzige Lektüre.

Es lag eine Art Selbstgefälligkeit darin, der Wunsch, zu dominieren, der keine Kritik zuließ. Das gilt auch für mein Parfüm *First*, das ich 1976 für Van Cleef & Arpels komponierte. Übersättigt mit Marktanalysen, hatte ich in diesem Duft, der mir in der Zwischenzeit fremd geworden ist, sämtliche Zeichen der Femenität versammelt und aufeinander geschichtet. Ich verleugne ihn keineswegs, nur hat die Liebesaffäre mit ihm die Zeit seiner Kreation nicht überdauert.

Im Laufe meiner Kreationen hat sich mein Verständnis der Parfüms verändert. Ich höre nicht mehr auf den Markt – um kreativ zu sein, muss man sich manchmal taub stellen. Ich staple die Ingredienzien nicht mehr aufeinander, ich lege sie nebeneinander; ich mische sie nicht mehr, ich bringe sie in Verbindung zueinander. Meine Parfüms sind vollendet und doch nicht fertig. Jedes ist mit dem vorangehenden verbunden und nimmt bereits das nächste vorweg. Das heißt nicht, dass sie sich gleichen, sondern dass subtile Verbindungen zwischen ihnen bestehen. Ich gehe nie von einer existierenden Formel aus. Jede Formel ist vergessen, sobald die Kreation beendet ist. Im Grunde arbeite ich aus dem Gedächtnis an Variationen zu ein paar persönlichen Themen, die ich immer wieder überarbeite, korrigiere und weiter, woanders hinführe. Das bedeutet nicht, dass ich nicht nach neuen Themen suchen würde. Charles Trenet sagte einmal, er halte von den tausend Liedern, die er geschrieben hat, nur ein Dutzend für gelungen.

Es handelt sich dabei keineswegs um den Willen, mich durchzusetzen, sondern um ein ständiges Bedürfnis, Genuss und Neugierde zu wecken, den Austausch zu ermöglichen. Ich lasse absichtlich Leerstellen, »Lücken« in den Parfüms, damit jeder seine Vorstellungen einbringen kann; es sind »Aneignungslücken«.

Chantal Jaquet lädt das Publikum ein, die Welt nicht nur durch die Augen, sondern auch durch die Nase wahrzunehmen und die Vorurteile über den Geruchsinn – wie seine behauptete Schwäche und seinen angeblich primitiven Charakter – in Frage zu stellen. Sie zitiert ausführlich Nietzsche, der »mit der Nase« philosophierte und von sich sagte: »Mein Genie ist in meinen Nüstern.« Sie benutzt immer wieder das Wort »sagace«, scharfsinnig, wenn sie über den Geruchsinn spricht, was meine Neugier weckt. Am Abend mache ich mir den Spaß, im Computer nach einer Definition und Synonymen zu suchen. Ich erfahre, dass Scharfsinn die Fähigkeit meint, etwas schnell, intuitiv und mit feinem Gespür zu erfassen. Als Synonym ist unter anderem Flair aufgeführt: Die ganze Kunst des Parfümeurs lässt sich in

einem Wort zusammenfassen. Ein Parfümeur wäre also jemand, der »Flair hat«. Der Ausdruck lässt mich schmunzeln, aber begeistert mich voll und ganz.

Cabris, Mittwoch, 7. April 2010

Kanon

Als ich Gérard Margeon zuhörte, der den Wein vom Kanon des Geschmacks befreien möchte, einem Kanon, der immer weiter exportiert und imitiert wird, um normiert und als Echo aus anderen Kontinenten wieder zu uns zurückzukehren, musste ich an die Parfüms und die Geschichte der Parfümerie denken.

Bis in die siebziger Jahre unterlagen die Parfüms Normen, die einer aus dem neunzehnten Jahrhundert überkommenen Ethik und einer bürgerlichen Ökonomie verpflichtet waren, wie sie mit dem Aufschwung der Chemieindustrie aufkam. Diese Normen bestimmten die Zusammensetzung eines Parfüms, seine Zugehörigkeit zu einer Geruchsfamilie und seine Konzentration. Die Zusammensetzung definiert sich durch die vorhandenen Notenakkorde: blumig, holzig, grün, würzig usw. Die wichtigsten Geruchsfamilien waren: blumig, orientalisch, Chypre, Zitrus und Fougere. Die Konzentration der Parfüms wurde in Bezug auf den Gebrauch bestimmt. Außerdem mussten die auszubildenden Parfümeure um die vierzig Archetypen lernen, die den ästhetischen Kanon der Parfümerie darstellten. Durch diese Regeln, Normen und den ästhetischen Kanon legte die Parfümerie ein Wissen fest und schuf damit ein nationales Erbe, eine Tradition und Identität.

Die Innovationen der achtziger Jahre beschränkten sich auf die Verwendung neuer sowohl chemischer wie natürlicher Produkte und auf den Einsatz einer Technik, die als revolutionär galt: die »Headspace«-Technik, mit der der Blütenduft in seiner natürlichen Umgebung analysiert werden kann, deren Resultate auf der Ebene der Kreation jedoch wenig dienlich waren. Die Parfümeriegesellschaften, die sich zunehmend internationalisierten und von einer Parfümerie des Angebots zu einer Parfümerie der Nachfrage übergingen, globalisierten den Geschmack. Die wenigen Neuerungen, die die französischen Führungsetagen zum Nachdenken anregten, kamen aus den Vereinigten Staaten und bestanden in der Einführung

des Geruchs der Sauberkeit, sprich Hygiene, aber auch des Prüden durch die Verbreitung des Zerstäubers, der in gewisser Weise eine Konsequenz davon ist – die weit vom Körper entfernte Gestik, die Technik, die an die Stelle der Erotik tritt – und durch das Bestreben, ein kommerzielles Werturteil durchzusetzen, dessen wichtigstes Kriterium die Erzeugung von intensiveren und haftbareren Parfüms war.

Es ist heute schwierig, ein Parfüm zu klassifizieren. Seine Bestandteile, in der Mehrheit chemischen Ursprungs, entfernen sich zunehmend von der Referenz »Natur«. Im Mittelunkt der Ästhetik steht nicht mehr die Komposition der Akkorde, sondern ein Überblick, der es dem Parfümeur erlaubt, den Ausdruck in den Griff zu bekommen. Leider wird die Performance – Intensität und Diffusion – die einzig das Ziel hat, die Zugänglichkeit zu erleichtern und eine internationale Kundschaft zu umschmeicheln, viel zu oft über die Eleganz gestellt.

Cabris, Mittwoch, den 30. Juni 2010

Widerstand

Es ist nicht der Markt, der den olfaktiven Ausdruck nivelliert, sondern das, was wir ihm bieten. Als ich das begriffen habe, bin ich nach und nach in Widerstand getreten. Ich kämpfe gegen eine »vereinheitlichte« Parfümerie, die gefällig sein will, auf Leistung setzt und sich durchzusetzen versucht, denn eine Parfümerie, die sich selbst normiert, kann sie sich nicht regenerieren und erneuern.

Kein Manifest, keine wortgewaltigen Statements; ich suche für das Parfüm eine gelassene Prägnanz. Für mich muss ein Parfüm in die Nase flüstern, sich an das Intimste richten, sich mit dem Denken verbinden. Um es zu finden, ignoriere ich die Regeln des Marktes, umgehe das Dogma Feminin versus Maskulin. Ich habe nichts für die Bezeichnungen »Unisex« oder »gemischte« Parfüms übrig, die Anwendung definiert kein Genre. Ich biete Parfüms an, die zu teilen sind, Parfüm-Romane, Parfüm-Novellen, Parfüm-Gedichte.

Cabris, Donnerstag, den 22. Juli 2010

Tüftelei

Die Industrie hält wunderbare Analysewerkzeuge für uns bereit: Chromatographen, Spektrographen, Computer. Ich habe lange mit ihnen herumgespielt auf der Suche nach »dem« Molekül, das einem Geruch den Sinn gibt. Ein frommer Wunsch, wenn man bedenkt, dass der Duft der Rose Hunderte von Molekülen enthält und keines von ihnen den Duft der Rose hat. »Das« Rosenmolekül habe ich somit nicht gefunden, dafür aber gelernt, dass die Blütendüfte einem biorhythmischen Zyklus unterworfen sind und ihre Zusammensetzung enorme Abweichungen aufweisen kann, während sie völlig identisch bleiben – was mein Verhältnis zur Komposition veränderte. Durch die Analyseinstrumente habe ich auch gelernt, wie die Parfüms aufgebaut werden können. Inzwischen verzichte ich auf sie, mache keine Analysen mehr, sondern halte mich an einen sinnlicheren Zugang, der etwas Tüftelndes hat.

Das Parfüm gehört nicht in den Bereich der Wissenschaft, auch wenn es sich darauf stützt. Man hat manchmal etwas von einem Bastler, wenn man ein Parfüm in Form bringt; dazu gehören auch die Illusionen, die geruchlichen Köder. Ich arbeite mich tastend voran, indem ich einen Versuch an den nächsten reihe. Meine Kollektion ist zwar begrenzt, doch in einem Schrank gibt es Dosen voller Materialien, die, obwohl ich sie mag, nie zum Einsatz kommen, das heißt, das stimmt nicht ganz: Sie existieren in meinem Gedächtnis, sie spielen die Rolle »Kann man vielleicht mal brauchen«. Ich behalte sie, weil mein Urteil über sie noch nicht festgelegt ist. Sie können sich eines Tages in einer Formel wieder finden und dann in die Sammlung aufgenommen werden, auch wenn das selten vorkommt.

Die Industrialisierung hat das freie Herumtüfteln erschwert. Bis in die siebziger Jahre hat man Puder aus getrocknetem Blut und Tabakbruch verwendet, Schafmist in ein Gemisch chemischer Moleküle eingelegt, um Moschusgeruch zu erzeugen, den Parfüms Naphthalinkugeln beigegeben, um Pelzgeruch zu bekommen, und all dies zeugte von der Tatsache, dass der Parfümeur vor allen Dingen ein begnadeter Tüftler ist. Ich trauere diesen Produkten keineswegs nach, ich möchte nur diese Einstellung verteidigen, die eine Form von Kreativität ist.

Cabris, Mittwoch, den 22. September 2010

Proportionen

Der Maler Émile Bernard beschrieb einmal Paul Cézannes Arbeit am Aquarell so: »Seine Arbeitsmethode war eigentümlich, vollkommen abweichend von den üblichen und ungemein kompliziert. Er begann mit den Schattenteilen und mit einem Fleck, auf den er einen zweiten, größeren setzte, dann einen dritten, bis alle diese Farbtöne einander deckend, mit ihrem Kolorit den Gegenstand modellierten.« Schaut man Cézannes Aquarelle aus der Nähe an, stellt man fest, dass sich die Flecken nicht ganz decken, dass sie manchmal eher nebeneinander liegen. Durch ihren Bezug aufeinander kommt eine erstaunliche Harmonie zustande.

Ganz ähnlich löse ich mich beim »Modellieren« eines Parfüms von den Proportionen, die ich – aufgrund früherer Erfahrungen – hätte wählen können, um nur an das Material zu denken. Es sind die Materialien, die ein Parfüm ausmachen; fügt man sie aneinander, kommen sie zum Einklang. Sucht man nach Harmonie, finden sich die Proportionen von selbst.

Cabris, Mittwoch, den 13. Oktober 2010

Duft

Wenn ein Duft nicht mehr mit einer Erinnerung verbunden ist, wenn er keine Blumen und Früchte mehr evoziert, wenn er ohne jedes Gefühl, ohne Empfindung ist, dann wird er zum Material des Parfüms.

Wenn ich ihn nicht mehr beschreiben kann, wenn er eine Konsistenz, Tiefe, Breite, Dichte hat, wenn er taktil geworden ist, wenn die einzige Vorstellung, die ich von ihm habe, physisch ist, dann kann ich ihn in Form bringen und anfangen zu kreieren.

Cabris, Freitag, den 30. April 2010

Féminin H

Seit zwei Monaten liegen meine Parfüm-Entwürfe zum Thema Birne nun schon auf dem Tisch. Ich rieche den letzten Versuch und finde den Duft wieder, den ich gemocht habe. Ich bitte meine Assistentin, eine »frische« Lösung des Konzentrats aus dem Schrank zu holen, in dem es vor Licht geschützt aufbewahrt wird. Das verdünnte Muster hat einen harten, rohen Geruch. Um die Rundheit der Birnen-Note zu bekommen, ist eine lange Reifung in Alkohol nötig.

Der Ausdruck ist knackig, knusprig, verführerisch, aber ein wenig kalt. Also verändere ich den Birnenakkord, gebe ihm einen saftigeren Aspekt, und unterstreiche die Sinnlichkeit des Parfüms, indem ich die leisen Chypre-Klänge intensiviere. Ich wähle einen Versuch aus und bitte die Assistentin, einen halben Liter davon zum Reifen anzusetzen.

Der Maler Cézanne hat einmal zu Pissarro gesagt: »Ich will Paris mit einem Apfel in Staunen versetzen.« Ich verfolge dieselbe Ambition: Ich will mit einem Duft aus dem Alltag überraschen, in Staunen versetzen.